



Paul Manafort Der Politberater soll Trump zum Staatsmann machen. Von Nicolas Richter

Zähmer des Unzähmbaren

Es ist nicht ungewöhnlich, einen Löwen zu zähmen, indem man ihm einen Dompteur zur Seite stellt. Seltener ist es, dass sich der Löwe selbst einen Dompteur sucht. Donald Trump, der gerne US-Präsident werden möchte und sich in vielerlei Hinsicht für einen Löwen hält, nimmt neuerdings die Dienste von Paul Manafort in Anspruch. Manafort soll Trumps Wahlkampf professioneller gestalten und dem als unzähmbar geltenden Geschäftsmann ein Auftreten anstreben, das «präsidial» ist.

Der Jurist Manafort (67) hat schon so gut wie jeden Republikaner beraten, der irgendwann das höchste Amt eroberte, darunter Ronald Reagan sowie Vater und Sohn Bush. Trump hat ihn vor allem deswegen eingestellt, weil der Wettbewerb von jetzt an technischer, juristischer wird: Es reicht nicht mehr, ausfällig zu sein und Rivalen «Verlierer» zu nennen; Trump muss sich stattdessen das Vertrauen der Parteitagsdelegierten sichern.

Solche Feinheiten begreift wohl niemand besser als Manafort, der die taktischen Spiele hinter den Kulissen grosser Wahlkämpfe schon 1976 im Dienste des damaligen Präsidenten Gerald Ford gelernt hat. Im Team von Trump ist er schon nach wenigen Wochen der wichtigste Gegenspieler des Wahlkampfmanagers Corey Lewandowski, der als hemdsärmelig gilt und unlängst sogar eine Journalistin geschlagen haben soll. Lewandowski möchte Trump einfach Trump sein lassen, und bisher ist diese Rechnung aufgegangen: Trump geniesst mit seinen Tiraden die permanente Aufmerksamkeit der Medien und darf damit praktisch kostenlos für sich werben. Manafort dagegen befürwortet mehr Ernsthaftigkeit, er möchte Trump vom Alleinunterhalter zum Staatsmann umformen, ihm also vor allem eines antrainieren: Disziplin. Manafort soll sich im Machtkampf mit Lewandowski schnell durchgesetzt haben, offenbar geniesst er das Vertrauen der Angehörigen Trumps.

Manafort stammt aus einer italienischen Familie und betreibt eine Kanzlei am Rande Washingtons, wie so viele politische Operateure und Lobbyisten. Er hat dem ukrainischen Politiker Wiktor Janukowitsch dabei geholfen, im Jahr 2010 die Präsidentschaft zu erobern, und soll einst auch diversen Despoten die Türen Washingtons geöffnet haben.

Trotz aller Erfahrung aber dürfte selbst Manafort mit seinem neuen Klienten Trump an seine Grenzen stossen. Kürzlich sagte Manafort unter Republikanern, der bombastische Trump spiele zurzeit nur eine Rolle, sein Image werde sich demnächst ändern. Allerdings wurde Manafort alsbald zurückgepfiffen: Trump versprach seinen Anhängern, er werde seinen Ton nicht mässigen, weil sonst nämlich alle einschlafen würden. Wann der Löwe brüllt und wann er schnurrt, entscheidet er immer noch selbst.

Notsanierung SVP-Politiker Hans-Ulrich Lehmann verordnet dem traditionsreichen Zürcher Eishockeyclub eine radikale Sparkur. Hineinreden lassen will er sich nicht. Von Philipp Muschg

Der Sonderfall Kloten

Milliardäre sind auch nur Menschen. Genau vor einem Jahr spazierten zwei reiche Amerikaner in die Klotener Spielergarderobe, stellten sich als neuer Besitzer und neuer Präsident vor und kündigten an, die Flyers in eine profitable Firma zu verwandeln. Langfristig sei das Engagement und ernst die Absichten.

Inzwischen ist klar: Auf das vollmundige Eheversprechen folgte eine kurze Fernbeziehung. Die Leidenschaft der Amerikaner erlosch rasch, sie blieben fremd bis zum Ende, und ihre Patronatsklärung, die doch den Bestand bis 2019 sichern sollte, ist wertlos. Bei neun Zeitzonen Distanz hört jede juristische Durchsetzbarkeit auf.

Es ist das jüngste Trauma eines beziehungs-gestörten Clubs. Über ein halbes Jahrhundert spielt Kloten ohne Unterbruch in der höchsten Liga, länger als jeder Konkurrent. Doch die Orientierung hat der einstige Dorfclub längst verloren. Er mutierte in ein Luxuswesen ohne Plan und Erfolg, das pro Jahr 8 Millionen Franken Verlust schreibt.

Wie in der Politik so im Eishockey

Werteverlust, Ratlosigkeit, Zukunftsangst: Es ist eine Mischung, die nicht nur im Sport gut bekannt ist. Und so verwundert auch nicht, dass der Mann, der den taumelnden Club wieder verankern soll, eine politische Seite hat: Hans-Ulrich Lehmann, einst Gemeinderat in Glattfelden, zweimal Nationalratskandidat für die SVP, inzwischen aus der aktiven Politik zurückgezogen.

Der 57-jährige Unternehmer soll den Club übernehmen und das zurückbringen, was so lange fehlte: Bodenständigkeit, Bescheidenheit, Identität. Dafür hat man sich vom fremden «Flyers» wieder in «EHC» umbenannt. «Rücktaufe» hiess der Akt, dessen Motto «Zurück zu den Wurzeln» in jeden SVP-Prospekt passen würde.

Die Nähe der Volkspartei zum Eishockey hat Tradition. Der spätere BDP-Gründer Hans Gruner präsidierte einst in Langnau, und natürlich ist da Walter Frey: seit 1997 Präsident des ZSC und mit seinem Engagement der Inbegriff einer stabilen Langzeitbeziehung im Schweizer Sport.

Geld haben sie alle: Gründer ist wohlhabend, Frey Milliardär, und Lehmanns Vermögen wird auf immerhin 200 bis 300 Millionen Franken geschätzt. Und doch gibt es etwas, das den wohl



Gleiche Leistung für weniger Lohn? In Kloten drohen rigorose Salärkürzungen. Foto: Salvatore Di Nolfi (Keystone)

nächsten Klotener Präsidenten grundlegend von seinen Parteigenossen unterscheidet: Der SVP-Mann predigt eine rigorose Sparpolitik nicht nur in der Politik, wo er als Gemeindevorstand einst Schulden und Steuerfuss drückte. Sondern auch im Sport, wo Erfolg über allem steht und ohne Geld kaum machbar ist.

Gaydoul als warnendes Beispiel

Das klingt dann so: «Ich bin kein Mäzen.» «30 bis 40 Prozent Salärreduktion sind nötig, da bleibt immer noch genug.» «Ich bin gar nicht sicher, dass wir Ausländer brauchen.» Der Verzicht auf Ausländer ist nicht politisch motiviert - er würde einfach eine Ersparnis von Hunderttausenden Franken bedeuten. Und so weiter und so fort.

Während also ein Walter Frey jährlich 3 bis 5 Millionen Franken Privatvermögen in ein Hobby investiert, in dem er gesellschaftlichen Wert

erkennt; während 10 von 12 NLA-Clubs rote Zahlen schreiben; währenddem will Lehmann das Profi-Eishockey offenbar einfach als das behandeln, was es eben auch ist: ein Geschäft.

Hineinreden lassen mag er sich nicht. Wenn die angestellten Spieler oder die verkaufswilligen Amerikaner seine Forderungen nicht erfüllen, müsste der EHC eben einen anderen Käufer finden, sagt Lehmann, «ich brauche das nicht.»

Es scheint also, als stehe in Kloten ein für den Schweizer Sport einmaliges Experiment bevor. Oder doch nicht? Vor vier Jahren wurde der Club ja auch schon verkauft, an Milliardär Philippe Gaydoul und SVP-Politiker Thomas Mutter. Zwei Monate nach Saisonstart übergab Mutter seine Anteile still und leise an seinen Partner: Er wollte ihre Freundschaft nicht gefährden, weil der ehrgeizige Gaydoul den gemeinsam beschlossenen Sparkurs schon wieder zu verlassen drohte.

Nazivergleiche Als Provokation funktionieren sie immer. Aber die Schweizer Juden sind es leid, deswegen die Dauerempörten zu spielen. Von Herbert Winter

Provokateure ins Leere laufen lassen

Die Nazis haben rund sechs Millionen Juden und Millionen weitere Unschuldige systematisch entrechnet, entmenschtlicht und in Todesfabriken ermordet. Dass Christoph Blocher die SVP-Mitglieder als neue Juden sieht, ist eine groteske Banalisierung der Naziverbrechen.

Doch nicht nur aus SVP-Kreisen höre ich oft Vergleiche, die genauso grotesk sind. Viele Linke sind nicht zimperlich, wenn es darum geht, die SVP mit den Nazis zu vergleichen oder bei der Partei zumindest faschistische Tendenzen zu orten. Ein weiterer unsinniger, aber häufiger Vergleich: Die Juden seien im Umgang mit Palästinensern genauso brutal oder gar brutaler als die Nazis. Solche Behauptungen höre ich aus der linken und der rechten Ecke - und aus der Mitte. Und selbst die Islamisten vom Islamischen Zentralrat der Schweiz hefteten sich zwecks Provokation schon Judensterne auf die Brust, auf denen «Muslim» stand.

Immer das gleiche Muster

Die durch solche Vergleiche ausgelösten Debatten laufen immer nach dem gleichen Muster: Ein Provokateur bezeichnet sich als neuen Juden - oder seinen Gegner als neuen Nazi. Kaum provoziert, verschaffen die Medien dem Provokateur die Aufmerksamkeit, auf die er abgezielt hat.

Die Aufgabe von uns Juden in diesen Debatten besteht nach Auffassung mancher Journalisten darin, Empörung zu äussern und somit der Skandalisierung Vorschub zu leisten.

Unsre öffentliche Empörung wird dann von den Politikern gerne genutzt, um den Gegner zu diffamieren. Kritisieren wir die Rechten, applaudieren die Linken. Kritisieren wir eine linke Partei, klopfen uns die Rechten auf die Schulter. Aber wehe, wir spielen unsere Rolle

nicht gut: Die Kritik des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebunds an Blocher könne man nicht ernst nehmen, sagte letzte Woche ein dem SVP-Chefstrategen eher zugeneigter Journalist im Radio. Schliesslich hätten wir die Plakate gegen die Durchsetzungsinitiative (Hakenkreuze!) auch nicht kritisirt.

Man geht wie selbstverständlich davon aus, dass wir verpflichtet seien, zu jedem noch so abstrusen Nazivergleich unsere Empörung zu äussern und so die Debatte anzuheizen. Wollten wir jeden unpassenden Nazivergleich verurteilen, müssten wir jede Woche empörte Stellungnahmen veröffentlichen.

Dabei schaffen wir uns damit keineswegs nur Freunde: Jedes Mal, wenn wir Medienanfragen zu Nazivergleichen beantworten, erhalten wir danach beleidigende Zuschriften. Diejenigen, in denen behauptet wird, uns Juden gehe es nur um die Aufmerksamkeit, sind noch die freundlichsten. Als ob wir an solchen Schlagzeilen interes-

siert wären. Dieser Tage erhalten wir auch wieder Mails, in denen steht, wir Schweizer Juden hätten sowieso kein Recht darauf, andere zu kritisieren, denn was die Juden in Palästina mit den Palästinensern ...

Was dieser unreflektierte Umgang mit Nazivokabular oder diese Vergleiche für uns Juden bedeuten, interessiert in der Regel weniger. Den Medien, die der Provokation eine Bühne geben, geht es nicht selten um Skandalisierung respektive Quote, den Politikern hingegen oft um Selbstprofilierung oder Diffamierung des Gegners.

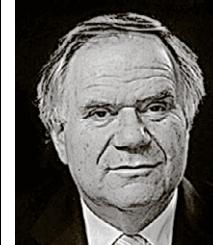
Unwürdig

Ich persönlich kann diese Vergleiche und die darauf folgenden Debatten nicht mehr hören. Diese Nazivergleiche sind unserer politischen Kultur unwürdig. Sie sind immer falsch. Sie sind gegenüber den Opfern der Nazis immer pietätlos, und sie sind für uns Juden immer verletzend. Das gilt sowohl für Linke, die die SVP mit der NSDAP gleichsetzen, wie auch für SVPLer oder Islamisten, die sich als neue Juden bezeichnen.

Ich wünsche mir, dass die Politiker aufhören, mit diesen Begriffen gedankenlos um sich zu werfen. Und ich wünsche mir, dass Medien aufhören, den Provokateuren in die Falle zu gehen, und ihnen die angestrebte grosse Publizität in Zukunft verweigern - und stattdessen die Vergleiche kurz und bündig als das entlarven, was sie sind: daneben.

Wir beim SIG jedenfalls sind nicht mehr gewillt, die uns zugedachte Rolle der ewig Empörten zu spielen. Vielleicht werden wir auf Anfragen zu diesem Thema in Zukunft immer dasselbe antworten: Nazivergleiche sagen mehr aus über den Vergleichenden als über das Verglichene.

«Medien geben den Provokateuren leider eine Bühne.»



Herbert Winter

Der Zürcher Rechtsanwalt ist Präsident des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebunds, der eine Mehrheit der Juden in der Schweiz vertritt.